

Die Eroberung Amerikas

Reflexionen über die 500-Jahr-Feier

Bischof Oscar Rodríguez Maradiaga, Honduras

1492–1992. Das sind fünfhundert Jahre. Fünfhundert Jahre von was? Nein, das ist keine rhetorische Frage. Die Antwort ergibt sich auch nicht von selbst. Man fragt sich vielmehr: War es eine Entdeckung, eine Eroberung, eine Begegnung? Die Antworten sind vielfältig, widersprüchlich und auch polemisch.

Wie dem auch sei: Der 12. Oktober 1492 ist eines der bedeutendsten Daten der Menschheitsgeschichte. *Christoph Kolumbus* erreichte Westindien, d. h. die neue Welt oder Amerika, wie es später genannt wurde, und dieses Ereignis veränderte den Kurs der Geschichte.

Es kann leicht Übereinstimmung über die allgemeine Bedeutung dieses geschichtlichen Vorgangs erzielt werden. Wenn jedoch die Auswertung ansteht, gehen die Meinungen auseinander. Es entzünden sich Debatten, und die Polemik dreht sich um das gleichzeitig koloniale und missionarische Bestreben der Kronen Spaniens und Portugals.

Interpretation eines konfliktgeladenen Jahrhunderts

Die Ankunft der Spanier und Portugiesen und mit ihnen zusammen der ersten Missionare auf dem amerikanischen Kontinent war schon immer ein Objekt von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen. Es überrascht deshalb nicht, daß die 500-Jahr-Feier dieses damaligen Ereignisses und die damalige Art der Erstverkündigung des katholischen Glaubens in Amerika wie auch in Europa sehr zwiespältig gesehen werden.

Deshalb ist auch eine einheitliche und umfassende Interpretation kaum möglich, weil man einem Komplex von Ereignissen gegenübersteht, der historische, soziopolitische, religiöse und kulturelle Aspekte umfaßt. Die Meinungen sind dabei nicht nur unterschiedlich, sondern oft entgegengesetzt, je nachdem aus welcher Situation heraus geurteilt wird. Welche Situationen sind es?

- Da ist zunächst Europa selbst, insbesondere Spanien und Portugal.
- Da ist aber auch die Dominanz der Ersten Welt und die Abhängigkeit der Dritten Welt.

- Da ist ferner ein Verhältnis, wie es zwischen Siegern und Besiegten besteht.
- Da ist die Sicht des Eroberers, der die Neue Welt entdeckt und sogleich beginnt, sie auch zu beherrschen.
- Da ist aber auch die Sicht des Unterlegenen, des Eingeborenen oder des Schwarzen, der in seinen Kräften geschwächt ist, seiner Rechte beraubt wurde und den man oft ermordete.
- Da ist aber auch der Mestize und der Mulatte mit all seinen psychologischen Problemen. Er ist Erbe eines kulturellen Synkretismus.
- Da ist aber nicht zuletzt auch die christlich-europäische Zivilisation im Gegensatz zu jenen Kulturen in Lateinamerika, die vor Kolumbus bestanden, die der Azteken, der Maya usw.

Die Evangelisation und die Geschichte der Kirche Amerikas sind somit voller Kontraste. Die einen beurteilen sie als eine beispielhaft missionarische Epoche, die im Laufe weniger Jahrzehnte die Weltkarte des Christentums beachtlich bereicherte, andere wieder disqualifizieren die angewandten Methoden der Kolonialisierung und der Unterwerfung der Völker zum Zwecke der imperialistischen Expansion. Manche klammern sich auch fest an einer unerbittlichen Kritik des Vergangenen, andere wieder ziehen es vor, aus den Irrtümern zu lernen, um eine bessere Zukunft zu schaffen.

So ist es also nicht verwunderlich, daß wir zur 500-Jahr-Feier 1992 auf verschiedenste Auffassungen stoßen, wobei besonders eine rosa und eine schwarze Legende zu nennen ist. Die eine, die rosa Legende, will die spanisch-portugiesische Präsenz in Lateinamerika verherrlichen, die andere will sie diffamieren.

So sind die einen bereit, ein Fest des Triumphes mit Glockengeläut und großem Te deum zu feiern, während andere fordern, das Misereure zu beten oder Wiedergutmachung zu leisten für all das Unrecht, das den amerikanischen Eingeborenen widerfahren ist.

Viele heben aber auch lobend den Aspekt der Entdeckung oder besser der Begegnung zweier Welten hervor. Andere aber sagen, es sei keine Entdeckung gewesen, sondern ein schlimmer Schock, eine Invasion, eine Eroberung und eine Zerstörung. Diese letztere Ansicht war mehr oder weniger auch die Meinung zahlreicher Führer von Eingeborenengemeinschaften aus verschiedenen Teilen des lateinamerikanischen Kontinents, die im Juli 1990 zu einem Kongreß in Quito zusammenkamen. Hier wurde gesagt, daß die Ankunft von Christoph Kolumbus den Anfang des Untergangs bedeutete und daß der 12. Oktober ein Unglücksdatum ist, ein Jahrestag, der an Völkermord und Ethnozid erinnert.

Es ist auch sehr bedeutsam, daß 1892, als das vierte Jahrhundert gefeiert wurde, eine Bewegung in Gang kam, die die Seligsprechung von Christoph Kolumbus forderte. Heute dagegen freuen wir uns eher über die Seligsprechung des Indianers Juan Diego am 6. Mai 1990. Er war der Empfänger der Botschaft der Jungfrau von Guadalupe, die übrigens das Gesicht einer Mestizin hatte. Viele wären heute auch bereit, ihre Unterschrift zu geben für die Seligsprechung des Dominikanerpaters Bartolomé de Las Casas, des unerschrockenen Verteidigers der Indiovölker.

Auch die zeitgenössische Literatur, die sich mit der 500-Jahr-Feier beschäftigt, bietet einen Fächer widersprüchlicher Meinungen. Sie gibt einen Eindruck von der Komplexität der Fragestellung. Es ist nicht schwierig, extreme Ansichten, verschiedenste Maßstäbe und ideologische Grundhaltungen zu erkennen. Solcherlei Polarisierungen und leidenschaftliche Auseinandersetzungen helfen aber kaum mit, das Problem richtig zu erkennen und eine objektive Sicht zu entwickeln.

Zunächst ist es doch eine unleugbare Tatsache, daß die Kolonialmächte auch viele positive Werte in die neue Welt brachten, wenn auch oft von Irrtümern begleitet. Gerade diese Zwiespältigkeit aber führt zahlreiche Christen, die sich persönlich oder aus seelsorglichen Gründen einsetzen, dazu, eher die Schatten- als die Lichtseiten zu sehen. Viele sind betroffen von dem, was gesagt wird, und hoffen, daß die Geschichtsforscher Beiträge liefern, die mehr Licht in die Vorgänge bringen und sie objektiv beurteilen.

Es gibt aber auch heute schon kompetente Stimmen, die aufgrund ihrer persönlichen Autorität helfen können, Orientierung in dieses Labyrinth zu bringen. Der uruguayische Schriftsteller und Journalist Eduardo Galiano, Autor des Buches „Las venas abiertas de America Latina“ – „Die offenen Adern Lateinamerikas“, lädt dazu ein, die polarisierenden Wortgefechte aufzugeben und sich anzustrengen, die sicherlich vorhandene lateinamerikanische Identität von heute real zu entdecken. „Weder die schwarze noch die rosa Legende“, sagt Galiano, „können helfen, beides sind Extreme einer falschen Opposition, sie bewegen sich außerhalb der Geschichte und führen uns weg aus der Realität.“

Die beiden extremen Interpretationen der Eroberung Amerikas offenbaren eine verdächtige Verehrung des Vergangenen, das wie ein schimmernder Leichnam erscheint, dessen Glänzen uns aus unserer augenblicklichen Situation und aus der Welt von heute herausführt. Die schwarze Legende schlägt sozusagen vor, das Museum des edlen Wilden zu besuchen, um dem verlorenen Glück von Menschen nachzuweinen, die aber in Wirklichkeit nichts zu tun hatten mit Lebewesen aus Fleisch und Blut, so wie sie heute die Erde bevölkern. Gleichzeitig lädt die rosa

Legende in den großen westlichen Tempel ein, um die Stimme zu erheben zu einem allgemeinen Chor, der den Hymnus auf das große zivilisatorische Werk Europas anstimmt. Die schwarze Legende wird vor allem Spanien angelastet, zum kleinen Teil aber auch Portugal. Diese beiden Länder sollen die Verantwortung übernehmen für den unermeßlichen kolonialen Raub, der in Wirklichkeit vielen anderen Staaten Europas zugute kam und der die Entwicklung auf den modernen Kapitalismus hin ermöglichte. Aber auch diese rosa Legende ist eine Verfälschung der Geschichte. Nein, weder die schwarze noch die rosa Legende können uns weiterhelfen; es geht vielmehr um die Entdeckung der Wirklichkeit, und das ist die Herausforderung von heute.

Der uruguayische Philosoph Alberto Methol Ferré wie auch andere Historiker sehen die schwarze Legende als ein Instrument des politischen Kampfes: das protestantische Holland stand gegen das katholische Spanien. Dabei benutzte man polemischerweise einen ausgezeichneten Spanier wie Bartolomé de Las Casas, der die Rechte der Indianer verteidigte als Mittel zum Zweck. Mit Holland verbündeten sich Frankreich und England, die dieselben politischen Intentionen hatten, nämlich die Macht und das Prestige Spaniens zu untergraben. Heute dagegen, so fährt Methol de Ferré fort, da die Macht Spaniens gebrochen sei, ist das Objekt des Angriffes die katholische Kirche. Diese Verlagerung macht die Kirche nun zum einzigen Faktor für die Zivilisation der Völker Lateinamerikas.

Fünfhundert Jahre Taufe von Amerika: eine Geschichte der Sünde und der Gnade

Die Polemik über die Eroberung und die europäische Beherrschung Amerikas und die Diskussion über die Art und Weise der Verkündigung von seiten der Kirche wird solange andauern, bis ein leidenschaftloses Studium der Geschichte in Gang kommt. Aber trotz aller Polemik, eines steht heute schon fest: Die Kirche wird das Jahr 1992 feiern. Sie will den Beginn der Evangelisation und die fünfhundert Jahre der Taufe Amerikas begehen, um Gott zu danken und um den Glauben an Christus, den Erlöser, zu erneuern. Die katholische Kirche hat diese Aufgabe in einem gewissen Sinn schon in Angriff genommen, als Papst Johannes Paul II. am 11. und 12. Oktober 1984 nach Santo Domingo fuhr, um die neun Jahre der Vorbereitung, die neunjährige Novene, im Hinblick auf das Festjahr 1992 mitzustalten. In seiner Ansprache am 12. Oktober, die verdienten würde, daß man sie ganz liest, sprach der Papst von einer not-

wendigen Übereinstimmung der vergangenen und der zukünftigen Evangelisierung Lateinamerikas. Dabei wies er die schwarze Legende mit ihren politischen, ideologischen und religiösen Vorurteilen zurück, die die gesamte Geschichte der Kirche auf diesem Kontinent nur negativ zeichnet. Johannes Paul II. erklärte wörtlich: „Die Kirche, so wie sie sich versteht, möchte dieses Jubiläum in aller Demut feiern, aber auch in aller Wahrheit ohne Triumphalismus und falsche Scham. Die Kirche will der Wahrheit dienen, indem sie Gott dankt für die guten Dinge, indem sie aber auch gleichzeitig die geschehenen Irrtümer aufdeckt. Nur so kann für die Zukunft ein erneuertes Projekt der Evangelisierung sich entwickeln. Die Kirche möchte keineswegs die gegenseitige Abhängigkeit von Kreuz und Schwert bei der ersten Phase der Missionierung leugnen. Sie will aber auch nicht verleugnen, daß die Ausdehnung des spanisch geprägten Christentums auf die neuen Völker ein Geschenk war, das seinen Ursprung in Europa hatte. Der christliche Glaube mit seiner inneren Kraft für Humanität und Heil, für Menschenwürde und Brüderlichkeit, für Gerechtigkeit und Liebe war ein Geschenk für die Neue Welt.“

Der Papst hebt hervor, daß mit innerer Freiheit, die immer eine Frucht der Wahrheit ist, die gegenseitige Abhängigkeit von Kreuz und Schwert gesehen werden muß. Er bestätigt die Verwirrung in Laien- und Klerikerkreisen der damaligen Zeit und sagt, daß auch damals die Aufgabe der Kirche darin bestanden hätte, die Bekehrung von Sünden zu predigen, die Hoffnung auf Heiligung zu verkünden, die Solidarität mit den Verzweifelten zu üben und die integrale Befreiung des Menschen zu fördern. Diese Worte gelten sowohl für die spanischen wie auch für die portugiesischen Missionare.

Als im April 1989 in Fatima die Gedenkfeiern für fünf Jahrhunderte stattfanden (wobei allerdings Portugal nicht nur der Missionsarbeit in Brasilien, sondern auch in Afrika und Asien gedachte), betonte Kardinal Antonio Ribeiro, Patriarch von Lissabon, ganz auf der Linie dessen, was der Papst sage, es sei die wichtigste Aufgabe von solchen Gedenkfeiern, „sich der Vergangenheit zu erinnern, die Gegenwart zu feiern und die Zukunft vorzubereiten“. Er forderte sodann mit unbedingtem Nachdruck, die positiven, aber auch die negativen Seiten jener Männer und Frauen, die die Meere überquerten, hervorzuheben, um Zeugnis für Christus und seine Kirche zu geben.

Ich selbst habe übrigens bei anderer Gelegenheit folgendes gesagt: „Es ist sicher und es muß immer wieder neu betont werden, daß die Begegnung beider Welten für die eingeborene Bevölkerung problematische und ungerechte Folgen zeitigte.“ Der Argentinier Adolfo Pérez Esquivel, Friedensnobelpreisträger, stellt fest, daß zwischen 1500 und 1650 etwa 30 bis

40 Millionen Eingeborene getötet und ausgemerzt wurden. Es genügt, an die Bergwerke von Potosí in Bolivien zu erinnern. In anderthalb Jahrhunderten starben hier Millionen von Indios. Man kann zwar über diese Zahlen diskutieren, aber niemand kann die Auslöschung ganzer Völker verneinen. Besonders bedeutsam ist hier auch das Zeugnis von Bischof Michoacán (Mexiko), Don Juan de Medina y Rincón. In seinem Brief vom 13. Oktober 1583 schreibt er: „Viel von dem Silber, das eingeheimst wurde und in die reichen Länder floß, wurde mit dem Blut der Indios und auf deren Rücken bezahlt.“

Die Eroberung von Lateinamerika hat trotzdem zwei Seiten aufzuweisen: die der Sünde und die der Gnade. Beklagenswerte Vergehen sind aufzuzeigen, aber auch heroische Zeichen der Liebe. Dazu zwei Aussagen von damaligen Zeitgenossen: „Ich bin hierher gekommen, um Gold zu suchen“, rief Francisco Pizarro brutal aus, als man gegen ihn protestierte, indem man die Leiden der Indios in Perú hervorhob und an die Aufgabe der Verkündigung durch die Conquista erinnerte. Die andere Aussage aber lautete: „Der große Herr, der uns hierhin schickte (der Papst), will kein Gold, kein Silber, keine wertvollen Steine, er will nur euer Seelenheil.“ Das war das Bekenntnis von zwölf Franziskanern vor den Häuptlingen und Weisen der Azteken im Jahre 1524.

Das sind zwei widersprüchliche Beispiele, die man sicherlich nicht verallgemeinern darf. Weder darf gesagt werden, daß alle politischen Führer und Verwalter der spanisch-portugiesischen Kolonisation schlecht waren, noch kann bestätigt werden, daß alle Missionare Heilige waren. Zu der Äußerung von Pizarro gibt es andere wie die von Las Casas, der sagte, für ihn bestände das größte Wunder darin, daß die Indios anfingen, an den Gott ihrer Unterdrücker zu glauben und ihn zu akzeptieren. Was diesen Glauben wachsen ließ, war die Überzeugung vieler Menschen, die sich entschieden auf die Seite der Unterdrückten stellten. „Sind sie denn keine Menschen?“ rief Bruder Antonio de Monesino von der Kanzel her den Kolonialherren und Offizieren in seiner berühmten Predigt vom 21. 12. 1511 zu.

Auf diese so menschlich handelnden Missionare bezog sich Johannes Paul II. in seiner schon oben erwähnten Ansprache in Santo Domingo und in einem kürzlich verfaßten apostolischen Schreiben an die Ordensleute von Lateinamerika: „Viele der Missionare waren erfüllt von der Treue zum Evangelium. Sie lebten entsprechend ihren Verpflichtungen und erhoben ihre prophetische Stimme gegen Mißbräuche der Kolonisatoren, die nur ihren eigenen Interessen dienten auf Kosten jener Personen, denen sie Respekt schuldig waren und die sie brüderlich lieben sollten.“

Unter jenen Kämpfern für menschliche Gerechtigkeit, jenen Verkündern des Evangeliums des Friedens, nennt das Dokument von Puebla insbesondere folgende Namen: Antonio de Montesino, Bartolomé de Las Casas, Juan de Zumárraga, Toribio de Benavente Motolinía, Vasco de Quiroga, Juan del Valle, Julián Garcés, José de Ancheta, Manuel de Nóbrega und viele andere. Sie haben, so betont dieses Dokument, mit einem tiefen Bewußtsein für die Kirche die Rechte der Indianer gegenüber den Eroberern und den Kommandeuren verteidigt. Einige haben dafür sogar mit dem Leben gezahlt, wie zum Beispiel Bischof Antonio Valdivieso. Von Valdivieso bis Bischof Oscar Romero († 1980) und Pater Ignacio Ellacuria und seinen Gefährten (ermordet 1990) und vielen anderen gibt es eine durchgehende Linie.

Wie man sieht, war also Las Casas nicht der einzige, wohl aber der bekannteste, der gegen das Unrecht protestierte. Dies war keine Legende über Las Casas, wie manche später annahmen. Mit diesen Frauen und Männern der ersten Stunde verbunden und wie diese sich für Recht und Gerechtigkeit einsetzend, erhoben sich im Laufe der Zeit noch viele andere Stimmen mit gleicher Kraft und auf demselben Fundament stehend. Es ist also ohne Zweifel übertrieben, wenn behauptet wird, daß an den Anfängen der Evangelisierung keine nennenswerten Verteidiger für die Eingeborenen aufgetreten wären und daß erst allmählich Mitstreiter der Indianer auftraten. Abgesehen von einigen „Aktionären“ der Krone, von Militärkaplänen und Komplizen der Unterjochung der Indios bildeten jene Ordensleute, die sich für die Verteidigung der Eingeborenen einsetzen, die Mehrzahl.

Ohne Triumphalismus und falsche Scham

Die Missionare der ersten Evangelisierung waren fast ausschließlich Franziskaner, Dominikaner, Mercedarier, Augustiner und Jesuiten. Ihnen schlossen sich dann Mitglieder des Diözesanklerus und andere Ordensgemeinschaften an. Das Dokument von Puebla sagt, daß sie es waren, die im 16. und 17. Jahrhundert innerhalb von Widersprüchen und Spaltung hervorrufenden Machenschaften, mitten in einem gigantischen Prozeß um Vorherrschaft über andere Kulturen – der übrigens bis heute nicht abgeschlossen ist – die Verkündigung des Evangeliums zu einem festen Bestandteil für Lateinamerika machten. Diese Erstevangelisierung war auch genügend tief, so daß sie zu einem bildenden Element werden konnte und eine solche Identität erreichte, daß man heute von einem tief

verwurzelten katholischen Substrat der lateinamerikanischen Kultur sprechen kann. Der Glaube wurde so gefestigt, daß er in einer Periode von Unabhängigkeitskämpfen im 19. Jahrhundert trotz aller liberaler Feindseligkeiten und Verfolgungen, trotz permanenter sozio-politischer Krisen ein bedeutendes pastorales Gewicht besaß. Durch die Arbeit dieser Erstverkünder der Frohen Botschaft wuchs eine Kirche heran, die ein untrennbarer Teil der Geschichte und des Lebens der Länder des lateinamerikanischen Kontinentes ist.

Aber es ist natürlich auch eine Tatsache, daß der Verkündigungsprozeß in Amerika sehr unterschiedlich in Raum und Zeit verlief und daß verschiedenste Orden auf ihre Weise mithalfen an einer tiefgreifenden Durchdringung aller Sektoren der Gesellschaft, so daß zum Ende des 16. Jahrhunderts ganz Lateinamerika, so wie es sich heute darstellt, christianisiert war. Hält man sich vor Augen, daß in Mexiko die Evangelisierung im Jahre 1520 begann, im übrigen Südamerika etwas später, so kann festgestellt werden, daß mit einigen Ausnahmen Amerika innerhalb weniger Dekaden getauft wurde. 1546 bestanden schon 19 Diözesen in drei Kirchenprovinzen: Santo Domingo, Mexiko und Lima. Danach folgte die Konsolidierung des missionarischen Werkes und die Einpflanzung des Evangeliums in den weiter abgelegenen Regionen und bei Randgruppen.

Es ist sicher richtig, daß man von Fällen der Christianisierung sprechen muß, bei denen mit Gewalt vorgegangen wurde, und von Taufen auf dem Verwaltungsweg ohne jede katechetische Vorbereitung. Es ist wahr, daß die erste Katechese manchmal nicht sehr tiefgreifend war, aber vergleichsweise übertraf sie das, was der hl. Bonifatius von den Germanen vor ihrer Taufe verlangte. Es gibt sicherlich auch keinen Zweifel daran, daß die Mehrheit der Missionare sich der Forderung von Kardinal Cisneros anschlossen, der nicht erlaubte, daß Ordensleute aus Orden, die nicht reformiert waren, zu den Indios gingen. Man begann bald eine strenge Auslese zu treffen für Missionskandidaten, die nach Lateinamerika gehen wollten, und verlangte von ihnen eine entsprechende Lebensführung und umfangreiche Kenntnisse der katholischen Lehre. Zeugnisse für diese Vorbereitung sind zahlreiche Katechismen, die von den ersten Evangelisatoren geschrieben wurden: Pedro de Córdoba, Pedro de Gante, Luis Jerónimo de Oré und viele andere. Hinzu kommen auch die Sprachstudien, besonders der Sprache Nahuatl, Quechua und Guarani und Kenntnis der ethnographischen Schriften von Bernardino de Sahagún, Ruiz de Montoya, José de la Ancheta und anderer. Allein in der Periode von 1524 bis 1572 entstanden 109 Eingeborenenbiographien, die von Missionaren geschrieben wurden. Nicht gezählt sind jene, die verlorengegangen und nie gedruckt wurden.

In ihrer Hartnäckigkeit in der Verteidigung der Indianer bemühten sich auch manche Missionare, Einfluß auf die Herausgabe gerechter Gesetze zu nehmen, die die Würde der Indios respektierten. So entstanden die Ordenanzas de Burgos (1512–1523), ebenso die neuen Gesetze für Indiovölker (Valladolid, 1542) und die Bulle „Veritas Ipsa“. Leider haben diese Gesetze wegen der Komplexität der Materie ihren Zweck nur teilweise erreicht. Durch das Anprangern der Ungerechtigkeit entzündeten und nährten die Missionare auch die theologisch-juristische Diskussion. So behandelte Francisco de Vitoria und seine Schule in Salamanca die ethischen Aspekte der Conquista, womit er die Grundlage für das internationale Völkerrecht legte. Auf dieser Linie liegen Montesino, Las Casas, Julián Garcés und viel später auch Sandoval, Acosta, Vieira und die beiden Kapuziner Francisco José de Jaca und Epifanio de Moirans.

Viele Missionare bemühten sich auch um eine fruchtbare, wechselseitige Beziehung zwischen Verkündigung des Evangeliums und Förderung des Menschen, so zum Beispiel: Pedro de Gante, Vasco de Quiroga, Luis Bolanos, San Roque González, Manuel de Nóbrega. Sie versuchten nämlich, das Evangelium als Brennpunkt für die Kultur und als Impuls für das Wachsen des Menschen und seiner sozialen Belange zu sehen. So schufen sie Tausende von Schulen, Werkstätten für Gewerbe, Kunsthandwerk und Musik. Manche Missionare waren auch tiefempfindende Humanisten oder Pioniere einer notwendigen Inkulturation. Sie waren so sensibel für die Werte der Indiovölker, daß sie, wie der Historiker Mario Cayota bemerkte, die Utopie von Thomas Morus und den Traum des Franz von Assisi in die Tat umsetzen wollten. In diesem Licht ist auch die Arbeit verschiedener Franziskaner und der Jesuiten in den Reduktionen von Paraguay und anderswo zu bewerten. Folgt man manchen Historikern, dann wären die Jesuiten mit der Methode der Reduktionen in der Lage gewesen, ein alternatives Lateinamerika zu schaffen, anders als das der Kolonialherren. Sie hätten das Angesicht dieses Kontinentes verändern können. Aber genau deshalb wollten auch jene, die darin eine Gefahr witterten, die Vertreibung der Jesuiten (1767) und die Aufhebung des Ordens (1773). Durch ihr persönliches Bemühen, aber auch durch die Durchführung von Provinzsynoden wurden viele Bischöfe in den ersten Jahrzehnten zu Organisatoren des christlichen Lebens: Juan de Zumárraga aus Mexiko, Jerónimo de Loayza, Toribio de Mogrovejo aus Peru, Pedro de La Pena aus Ecuador, Diego de Medellín aus Chile. Andere Missionare wiederum wurden zu Entdeckern neuer Territorien und zu Gründern von Städten wie Junípero Serra, Juan Salvatierra und Padre Kino im Norden von Mexiko sowie Ancheta und Nobrega in São Paulo und in Rio de Janeiro.

Ähnlich jenen Missionaren, die früher Europa missionierten und die sich, wie es scheint, leichten Herzens in fremde Regionen begaben, fehlte es auch zu Beginn der Entdeckung Amerikas nicht an Ordensleuten, die ihr Heimatland verließen, um in die Mission zu gehen. Zu ihnen zählte der hl. Philipp de Jesús, Franziskaner und mexikanischer Protomärtyrer in Japan († 1594). Er verließ übrigens zunächst Mexiko nicht, um Missionar zu werden, diese Berufung kam erst später. Zu diesen Missionaren der ersten Stunde zählt sicherlich auch die hl. Rosa von Lima, eine Laienheilige, wie man heute sagt. In ihrem eigenen Hause lebend, war sie höchst besorgt um das geistige Heil jener, die jenseits der Anden lebten, bis nach China hin. Sie ist das authentische Modell einer Laienmissionarin. Zu erwähnen sind auch die von der Kirche offiziell heilig- und seliggesprochenen Europäer wie Francisco Solano, Toribio de Mogrovejo, Juan Macias, José de Anchieta, Luis Beltrán, Pedro Claver und andere, die in Amerika geboren wurden, wie Rosa von Lima, Martin de Porres, Juan Diego, die jungen Märtyrer von Tlaxcala und Ana del los Angeles sowie viele andere.

Viele dieser Missionare der ersten Stunde könnten fast als „Kirchenväter“ für Lateinamerika bezeichnet werden. Verschiedene von ihnen verfaßten sogar Schriften, ähnlich denen des Irenäus, Augustinus, Ambrosius oder Chrysostomus, die in den ersten Jahrhunderten der Kirche lebten. Fast alle waren „Missionare ohne Rückfahrkarte“. Aber trotz der harten Lebensumstände und der vielen beschwerlichen Reisen, die sie machten, wurden einige von ihnen über 90 Jahre alt, wie Julio Garcés und Bernardino de Sahagún.

Die Verkündigung des Evangeliums auf dem lateinamerikanischen Kontinent war allerdings nicht nur das Werk von qualifizierten und selbstlosen Missionaren, sondern es gab auch viele Laienkräfte: Regierungsbeamte, Soldaten, Kolonisatoren, Spanier wie Portugiesen setzten ihre Kräfte für die Verkündigung der Frohen Botschaft ein. Viele erfüllten diese Aufgaben gut, weniger gut oder schlecht. Viele von ihnen hatten auch ihre Grenzen und handelten manchmal recht widersprüchlich. Trotzdem blieben sie ihrem Gewissen treu und halfen mit, daß in der Neuen Welt viele Formen der iberischen Volksfrömmigkeit von den Indios übernommen wurden und bis heute noch ausgeübt werden. Andererseits wurden auch viele getaufte Eingeborene wiederum selbst zu Trägern der Glaubensverkündigung in ihrem eigenen Volk. Hier sollen insbesondere die Laienkatecheten erwähnt werden, die als Mitarbeiter und Lehrer oft in Situationen, in denen die Priester fehlten, die Kinder tauften und mithalfen, daß viele Praktiken des religiösen Lebens erhalten blieben.

Mitten in dieser sicherlich positiven Aufzählung der charakteristischen Verkündigungstätigkeit der Erstmissionare gibt es natürlich auch Steine des Anstoßes. Zu nennen ist vor allem die Sklavensituation. Es waren tatsächlich Jahrhunderte notwendig, bis das menschliche Gewissen so weit heranreifte, um in der Sklaverei eine Ungerechtigkeit zu erkennen. Bartolomé de Las Casas selbst, der sich nachdrücklich für die Verteidigung der neuentdeckten Indios einsetzte, mußte sich aufs neue bekehren: von seiner ursprünglichen Zustimmung zur Sklaverei bis zu ihrem Gegenteil. In dieser Zeit war eben die gesamte juristische Auffassung zugunsten der Sklavenhaltung eingestellt, sogar einige päpstliche Bullen aus dem 16. und 17. Jahrhundert verteidigen sie. Es ist also nicht verwunderlich, daß auch viele Missionare in diesem Punkt Opfer der damaligen Zeitauffassung wurden.

In diesem Zusammenhang ist das Dokument von Puebla sehr bedeutsam, wenn es auf seinen ersten Seiten von Missionaren spricht, die die Indios gegenüber den Eroberern und Kommandeuren verteidigten. Wörtlich heißt es: „Dem Problem der afrikanischen Sklaven aber wurde leider von seiten der Kirche nicht genügend vom Evangelium getragene befreiende Aufmerksamkeit geschenkt.“ Versucht man Bilanz zu ziehen nach allem, was hier gesagt wurde, so müssen zunächst die Begrenzungen der menschlichen Personen als solche anerkannt werden, die in ihrer Zeit lebten. Es ist aber wohl legitim, mit Papst Johannes Paul II. von einer insgesamt positiven Aufgabenbewältigung durch die ersten Missionare zu sprechen, die zum großen Teil Angehörige von Orden waren. Sieht man Licht und Schatten, so fährt der Papst fort, glauben wir, daß doch mehr Licht als Schatten vorhanden ist, wenn man sich die dauerhafte Frucht des christlichen Lebens auf diesem Kontinent vor Augen hält. Das Te-deum und das Miserere sind beide notwendig, um in rechter Weise die 500-Jahr-Feier zu begehen. Nur so kann es eine Erinnerung des Lebens und Sterbens sein, eine authentische österliche Feier.

El Mensaje – die Botschaft Anstehende Aufgaben und die Zukunft Lateinamerikas

Ich will nicht als kritischer Richter auftreten, noch will ich eine Bilanz der komplexen Vorgänge der letzten 500 Jahre ziehen. Ich möchte nur einige Wege der Interpretation aufzeigen. Ich habe die Vergangenheit nicht aus archäologischer Leidenschaft durchforscht, sondern darauf hoffend, Anregungen aus der Geschichte zu erhalten für die Gegenwart und für die Zukunft. Mit Recht sagt man ja: Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu

verurteilt, Fehler zu wiederholen. Ich wollte also keine belehrenden Fragen aufwerfen, noch weniger wollte ich ideologische Theorien aufstellen bezüglich der Jahrhundertfeierlichkeiten. Meiner Meinung nach ist die Evangelisierung eine Aufgabe, die eine unbedingte Zuwendung zu Gott und zu den Mitmenschen verlangt. Wie die ersten Missionare müssen auch wir uns einsetzen mit unermüdlichem Mut, müssen uns aber auch entsprechend vorbereiten, um mit viel Vernunft und Kreativität diese „Reise ohne Wiederkehr“ anzutreten. Die vom Herrn empfangene Treue zur Mission verlangt vom Missionar immer wieder aufs neue, sich auf die Seite der Geringsten zu stellen, auch unter Gefährdung des eigenen Lebens. Deshalb haben damals viele Missionare keine Anstrengungen gescheut, die Unterdrückten zu verteidigen und die Eingeborenen zu fördern. Immer wenn es um das Wohl der Armen ging, haben sie sich nicht mit den Mächtigen zusammengetan und sich auch nicht vor den offiziellen Wagen spannen lassen, sondern sie sind gegen den Strom geschwommen zum Wohle vieler Indios und der schwarzen Sklaven. Die Zeugnisse und Dokumente darüber helfen uns, eine andere Geschichte kennenzulernen als die Geschichte der Sieger.

Diese Option für die Armen, wie sie schon bei den Missionaren der ersten Stunde existierte, ist auch heute noch das Kriterium für eine gerechte Sicht der Dinge. Diese will die Geschichte vom anderen Ende aus lesen. Sie will die Geschichte verstehen vom Letzten her oder wie Las Casas sagt: „Wenn wir Indios gewesen wären, hätten wir die Dinge mit anderen Augen gesehen.“ Eine Geschichte, die sich nur mit den Eroberern befaßt, ist verhängnisvoll, ungerecht und falsch. Es ist unbedingt notwendig, in der Sicht der Dinge die Position der Besiegten und Geschlagenen einzunehmen. Der peruanische Theologe Gustavo Gutiérrez erinnert daran, daß die Gesellschaft von heute geformt werden muß entsprechend den Interessen und Wertvorstellungen der Armen unserer Tage, d. h. wir müssen von der Warte der Armen ausgehen, mit den Armen selbst sprechen und nicht nur über sie, wir müssen unsere Privilegien in Frage stellen.

Die Taten der ersten Missionare könnten auch die Christen von heute anspornen, neue Impulse zu geben, das noch nicht vollendete Werk der vollständigen Befreiung und Versöhnung auf diesem Kontinent fortzusetzen. Denn es gibt immer noch Situationen der Ungerechtigkeit, der Verarmung, der Zusammenstöße und der Zersetzung, die westliche Wurzeln haben, die mit gutem Recht nicht ausschließlich der Conquista, d. h. der Beherrschung durch Europa und Nordamerika über die Jahrhunderte zuschreiben sind.

Die wahre Entdeckung Amerikas steht noch in ihren Anfängen. Christoph Kolumbus hat damit begonnen. Die „Conquistadores“ haben sein

Werk fortgesetzt, aber nur unter den Aspekten von Macht und Vorteil. Diejenigen aber, die sich bemühten, das Gesicht und die Seele jener Menschen zu entdecken, die eigentlich die Herren des Landes sind, waren die Missionare. Sie haben vor allen andern und besser als alle anderen die Sprache der Eingeborenen gelernt, ihr Vertrauen erlangt, ihre Geheimnisse erfahren, ihre Werte hoch geschätzt. Diese Missionare haben die Indios gelehrt, gemäß der Frohen Botschaft zu leben, und sie haben gemeinsam mit ihnen das Lob Gottes gesungen. Vor dieser unerschöpflichen Aufgabe und Herausforderung stehen wir heute. Denn noch immer ist Amerika, Kontinent der Indios, der Afrikaner, der Kreolen, „unentdeckt“. Es ist notwendig, seine Identität in vieler Hinsicht zu begreifen und zu verstehen. Das aber muß mit Respekt vor der Würde des Menschen und ohne Unterwerfungsmentalität geschehen. Diese Erbschaft haben uns die „Väter“ der lateinamerikanischen Kirche hinterlassen.

Und so müßten wir zusammenfassend und gemäß dem Zeugnis der ersten Missionare für diese Jahrhundertfeier einige Bedingungen nennen:

- Zunächst müßte die Dankbarkeit Gott gegenüber für das Geschenk des Glaubens ausgedrückt werden. Der Dank müßte sich auch jenen zuwenden, die nicht zögerten, den „großen Teich“ zu überqueren. Es waren ihrer viele. Man vermutet, daß allein die spanische Kirche in fünf Jahrhunderten 200000 Missionare nach Lateinamerika gesandt hat. Heute sind es etwa 18 000.
- Notwendig ist eine Haltung der Buße und die Wiedergutmachung für die begangenen Fehler, die die Missionare damals schon bekämpften.
- Ebenso bleibt die Verpflichtung zur Verkündigung der Frohen Botschaft, die immer wieder neu und kreativ in Angriff genommen werden muß, wie Papst Johannes Paul II. sagt.
- Diese missionarische Verkündigung des Evangeliums sollte sich aber von Lateinamerika auf andere Kontinente ausbreiten, die weniger bevorzugt sind, was den Glauben und den Reichtum des christlichen Lebens betrifft.
- Es muß aber eine Verkündigung sein, die ihre Botschaft so der heimischen Kultur anvertraut, daß aus dem Evangelium heraus eine neue Kultur entstehen kann, wie es die vierte lateinamerikanische Bischofskonferenz CELAM für Santo Domingo 1992 vorschlägt.

Diese Jahrhundertfeier dürfte keine Siegesfeier für kirchliche oder weltliche Instanzen werden, vielmehr müßte sie sich identifizieren mit jenen, die für die Besiegten sich einsetzten oder gar ihr Leben ließen. Das waren übrigens nicht nur Missionare, sondern auch gute Beamte und Kolonisatoren, die sich entschieden auf die Seite der Indios stellten.

Eine Jahrhundertfeier für eine neue Ordnung

1992 ist nicht nur ein Datum für Lateinamerika, sondern auch der Geschichte der europäischen Länder und ihrer politischen und ökonomischen Integration. Das weit zurückliegende Jahr 1492 trägt in sich eine Verbundenheit mit dem Europa von 1992. Es begann damals mit der kolonialen Ausdehnung Europas, nicht nur Spaniens und Portugals. Es begann mit den Wohltaten der Neuen Welt „wie Gold und Silber“, die in bemerkenswerter Weise zur Entwicklung Europas beigetragen haben. Das geschah oft auf Kosten der Menschenrechte. Dazu zählt sicherlich die Zwangsarbeit von Millionen von Indios und Afrikanern in den Minen, den Farmen und im Transportwesen.

Das alles ist des Nachdenkens wert. Muß Europa nicht nachdenken über seine menschliche und ökonomische Schuld an dem armen, gedemütigten Lateinamerika oder auch an andern Ländern der Dritten Welt in Afrika und Asien? Könnte also nicht 1992 das Festjahr der Erlassung der Auslandsschulden sein, die auf diesen Ländern lasten? Könnte es nicht endlich das Jahr des Beginns einer neuen Zusammenarbeit zwischen der nördlichen und südlichen Welt sein? Hier liegt jedenfalls eine legitime Herausforderung.

Zum Schluß fallen mir die Worte ein, die auf einer Steintafel in Mexiko-City auf dem Platz der drei Kulturen stehen:

„13. August 1521:

Heroisch verteidigt durch Cuauthemoc
fiel Tlatelolco in die Gewalt von Hernán Cortés.
Es war weder Triumph noch Niederlage,
es war die schmerzhafte Geburt des Volkes der Mestizen,
welches das heutige Mexiko ist.“

Das scheint mir eine kennzeichnende Synthese zu sein für die vergangenen 500 Jahre Lateinamerika mit all seinen unterschiedlichen Menschen. Von Mexiko bis nach Feuerland erkennen sich diese Menschen wieder im Gesicht der Madonna von Guadalupe, die wie eine Mestizin aussieht. Die Marienverehrung war immer einer der christlichen Werte, die die ersten Missionare vermittelten und die auch von den Eingeborenen aufgenommen wurde.

500 Jahre Pilgerschaft mit den Augen des Glaubens gesehen heißt, daß wir bei allen Schicksalsschlägen der Geschichte die Rolle der Kirche als beständig versöhnenden Faktor anerkennen. Sie erreichte, wie ich schon zu Beginn sagte, daß letztlich doch Eroberer und Eroberte sich vereinen und das Geschenk des Glaubens unter dem einzigartigen und gleichen

Kreuz des Erlösers annehmen. Die Kirche hat die große Aufgabe der Versöhnung mit den „schwarzen“ Opfern der Sklaverei und den sicheren Weg zu deren Befreiung aufgezeigt, hat zu allen Zeiten interveniert und hat mit ihrer pastoralen Arbeit die Schmerzen und Tragödien gelindert, die die Menschen auf unserem Kontinent ertragen mußten. Sie hat auch dazu beigetragen, daß die Ignoranz verringert wurde durch viele Bildungseinrichtungen, die sie schuf. Ebenso hat sie Krankheiten und Schmerzen gelindert in vielen von ihr getragenen Hospitälern. Sie hat bis in die entferntesten Gegenden unserer Wälder und unserer Städte die Aufgabe der Versöhnung vorgelebt.

Freilich gab es Fehler, und das ist immer ein Teil der menschlichen Tragödie. Aber heute, nach Medellin und Puebla und im Umfeld der Jahrhundertfeierlichkeiten sowie der Konferenz von Santo Domingo, will die Kirche die Kirche der Hirten und Gläubigen sein. Eine Kirche, die sich auf Versöhnung besinnt und die Instrument einer wahren Befreiung sein will. Heute haben wir alle ein kritisches Bewußtsein für die Kirche entwickelt, das uns tief zu jener Versöhnung verpflichtet, die uns Christus gebracht hat. Wir alle spüren die Notwendigkeit der Überprüfung und der Bekehrung von den Idolen der Macht und der Ideologie des Geldes und des Vergnügens. Nur so können wir Impulse geben für eine Kirche, die versöhnend wirkt bei allem Haß und Groll.

Wir alle wünschen uns eine Kirche, die versöhnt und Zeichen der Versöhnung setzt. Wir wünschen uns eine Kirche, in der wir uns zur Zusammenarbeit und Versöhnung verpflichten, angefangen von dem Umkreis der eigenen Sorgen bis zur Wiederherstellung der gestörten Familienstrukturen, bis zur politischen und sozialen und ökonomischen Versöhnung; ja, das Ganze muß gekrönt sein von einer Kultur der Versöhnung, einer Kultur, die befreit von Tod und Gewalttaten und die auf die Zivilisation der Liebe hin ausgerichtet ist. Diese von uns geliebte und erträumte Kirche, diese versöhnende Kirche ist es, die beauftragt ist mit der Aufgabe der neuen Evangelisierung. Mit aller inneren Liebe, in der wir uns als Glieder dieser Kirche verbunden fühlen, müssen wir uns selbst verwandeln in klingende Instrumente der Liebe, des Dienstes an der Versöhnung und der Befreiung.